

Leseprobe

Literatur in Westfalen

Beiträge zur Forschung 20

Im Auftrag der Literaturkommission für Westfalen
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe

Herausgegeben von

WALTER GÖDDEN UND ARNOLD MAXWILL

2024

AISTHESIS VERLAG

Gefördert durch die
Nyland Stiftung, Köln



Umschlagabbildung: Detail der Ausstellung „Aufgerollte Reise – Ferdinand Kriwet (1942–2018), Schriftsteller und Mixed Media Künstler“, Außenbereich des Kultur-
guts Haus Nottbeck/Museum für Westfälische Literatur, Foto: Dirk Bogdanski

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

20 (2024)

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungs-
ständigem Papier.

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2024; die Autorinnen und Autoren für die Texte

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vor-
herige schriftliche Zustimmung des Verlages oder der Autoren nicht zulässig.

Redaktion und Satz: Arnold Maxwill

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-8498-2066-4

INHALT

ESSAYS

CHRISTIANE BAUMANN

„Berlin im Jahre 3297“

Ein bislang unbekanntes Manuskript von Peter Hille im Kontext
von Science-Fiction und Zeitkritik 11

NILS ROTTSCHÄFER

„Es gibt zu viele Mitläufer auf der Welt“

Karl Alfred Loesers Roman *Requiem* über Ausgrenzungs- und
Vertreibungsmechanismen in einer westfälischen Kleinstadt 39

TIM PREUSS

Kulturrevolutionäres Erbe

Münsters ‚Wiedertäufer‘ als textuelles Weltmodell für die DDR?

Rosemarie Schuders historischer Roman *Die Erleuchteten* 59

STEFAN HERMES

Ambivalenter Antirassismus

Zu Josef Redings Literarisierung der *race relations* in den USA
(und anderswo) 79

JOACHIM WITTKOWSKI

Autopoiesis und Filoulogie

Dietrich Schwanitz zitiert Gustav Württemberger 103

ARNOLD MAXWILL

Die Rücklichter des VEB Literatur

Anmerkungen zu Thomas Josef Wehlms Blog 119

PORTRÄTS

MICHAEL VOGT
Droste – Heine – Weerth
Drei Dichterjubiläen 139

MICHAEL GIRKE
Vom Glück poetischen Lebens
Hertha Koenig, Dichterin von hier 165

MICHAEL GIRKE / REINER NIEHOFF
Ein Ekstatiker der Literatur
Hans-Jürgen von der Wenses Leben und Schreiben 175

WALTER GÖDDEN
Aussteigerbuch mit Langzeitwirkung
Eine Erinnerung an Michael Holzach und seinen Erlebnisbericht
Deutschland umsonst 185

STEFAN HÖPPNER
Deutsche Hymne ohne Refrain
Über Bernd Begemanns Songtexte 205

WALTER GÖDDEN
Wortfindungsversuche, Selbstfindungsversuche
Michael Roes' Coming-of-Age-Roman *Spunk* 217

WALTER GÖDDEN
Literatur outdoor
Das Museum für Westfälische Literatur präsentiert
eine neue Ausstellungsvariante 223

ARNOLD MAXWILL
Kritik & Zärtlichkeit
Das Dortmunder Fritz-Hüser-Institut blickt zum runden Geburtstag
auf die aktuelle Literatur der Arbeitswelt 235

RÜCKBLICK
25 JAHRE LIKO

BETTINA BRACH
Von Las Vegas bis Nottbeck 247

HANS GEORG BULLA
Begegnungen und Kooperationen 249

MARC DEGENS
Der Walter-Gödden-Platz in meinem Herzen 251

JOACHIM FELDMANN
Vorhelm als geistige Lebensform 253

GERALD FUNK
Der imaginierte Papst 255

MICHAEL KIENECKER
Dinge zum Leuchten bringen 257

HEINER REMMERT
Den Prof zum Gärtner gemacht 259

HANS ZIPPERT
Auf dem Dach der Welt 261

NORBERT OTTO EKE
Erste Begegnung 263

NACHRUF

RALF THENIOR
Ein Kleinverleger und großer Literaturliebhaber
Zum Andenken an Klauspeter Sachau 267

WERKSTATT

JOSEF KRUG

Diotimas Kurschatten

Hölderlin und Westfalen 273

JÜRGEN BRÔCAN

Geduldig reifen die hermetischen Äpfel

Rückblick und Vorschau angesichts von Kisten fürs Archiv 309

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 315

ARNOLD MAXWILL

Die Rücklichter des VEB Literatur Anmerkungen zu Thomas Josef Wehlms Blog

Ich fange heute mit einem Blog an. Das fällt mir einigermaßen schwer, denn ein Blog hat drei Eigenschaften, die ich eigentlich nicht habe: Unkorrigierbarkeit, Regelmäßigkeit und Außenwirkung. Wie soll das gehen? Meine bisherige Schriftstellerexistenz ist eine einzigartige Geschichte der Erfolglosigkeit. Wie schreibt man einen Blog, an dem die Leute oder gar Lektoren wie Honig kleben bleiben? Der pornographische oder verfassungswidrige Weg scheidet für mich aus. Ich kann nicht meine Körpersekrete aufs Papier kleben. Es geht nicht. Und ich stehe zu meinem Staat. Ich habe sie gesehen, die Staaten, in denen eine Gewehrkugel mehr galt als das Leben, das sie auslöschten. Ich war da, als die Soldateska des 30-jährigen Krieges das Land vergewaltigte, und Hitler den Teufel ins Konzentrationslager sperrte, um ein schlimmerer Teufel zu werden. Heute schreit das ganze Land vergewaltigt auf, wenn einen halben Nachmittag ein Fernsehsender Bildstörungen hat. Was also bleibt mir für einen Blog? Ich weiß es noch nicht. Doch ich lagere jetzt schon Konserven in meinem Keller.¹

Mit diesem Eintrag vom 26. November 2009 geht alles los, hier wird bereits ein Ton gesetzt. Kurz darauf startet Thomas Josef Wehlim seinen Blog *Die Minderheit des Ichs* zum Jahresanfang 2010 gewissermaßen ganz offiziell: „Die Arbeitswoche beginnt.“² Mit diesem Satz – ebenso Aussage wie Aufforderung – eröffnet die vor kurzem veröffentlichte Buchfassung des Blogs www.die-minderheit-des-ichs.de. Der Autor scheint sich hier selbst nochmals der Schreibaufgabe zu vergewissern. Dass im neuen Jahr keineswegs alles gut oder besser wird, muss Wehlim niemand erzählen. Wie abgeklärt und nüchtern – teils hadernnd, teils spöttisch – der Leipziger Autor, geboren in Witten, aufgewachsen bei Koblenz, in die gegenwärtigen Verhältnisse blickt, wird bei der Lektüre rasch deutlich. Und gerade deshalb ist es angemessen und richtig, den Band mit diesem vermeintlich unspektakulären Satz zu eröffnen: Die Arbeitswoche beginnt. Denn darin steckt bereits die ganze Ambivalenz (und Fallhöhe) des schriftstellerischen Tuns.

¹ Thomas Josef Wehlim: *Die Minderheit des Ichs. Literarischer Blog*, hg. von Arnold Maxwill. Bielefeld 2024, S. 10. Das Buch präsentiert eine überarbeitete Fassung der Einträge 2010–2022 und erschien in der Reihe „Nyland Dokumente“ als Band 2 der Reihe „Literarische Blogs“. Ein Auszug dieses Beitrags wurde unter dem Titel *Unverstanden sein. Schriftexerzitien im Außenbezirk* als Vorwort verwendet (ebd., S. 7-9).

² Ebd., S. 11.

So fragt sich Wehlim, der sein Blog zu Beginn teils noch im Sinn stark abgekühlter Tagebuchaufzeichnungen führt – das allerdings in der denkbar knappsten Diktion –, etwa, nachdem erneut die Absage einer Literaturzeitschrift zu konstatieren ist: „Was wird da eigentlich abgesagt? Der Text oder die Hoffnung? Ich weiß es nicht.“³ Die Arbeitswoche beginnt, und damit nicht nur die Mühsal, sich schriftstellerisch zu behaupten zu müssen, die Hoffnung, von den wenigen Plätzen in den Lektoraten vielleicht noch einen zu ergattern. Nein, es beginnt auch erneut eine lange Woche mit dem eigenen Körper, seiner Versehrtheit, seiner partiellen Dysfunktionalität. Schlaflosigkeit (und die damit einhergehende Erschöpfung) ist eins der Themen der nahezu täglichen Mitschrift.

Darüber hinaus ist vor allem die riesengroße Diskrepanz zwischen dem Literaturbetrieb und dem eigenen Schreiben von Relevanz, ein Mühlstein der Gedanken: „Es reicht nicht gute oder bessere Texte zu schreiben. Es muss auch jemand sie lesen. Das aber ist ungleich schwerer.“⁴ Die Krux der künstlerischen Arbeit in drei Sätzen zusammengefasst. Es mag sich als Schriftsteller verstehen, wer eifrig und emsig im Verborgenen seiner Textarbeit nachgeht. Doch für den Lebensvollzug reicht das Wissen um gelungene Werke nicht aus, die literarische Sprache braucht Reaktion, Erwiderung, einen Resonanzraum. Und der Autor, selbst bei fehlender Eitelkeit, eine gewisse Form der Aufmerksamkeit.

Doch die Kommunikation und Verständigung über Literatur findet zumindest im feuilletonistischen Maschinenraum teils auf sehr bizarre Weise statt. Dem nervösefiebrigen Rummel um Helene Hegemanns *Axotl Roadkill* etwa entgegnet Wehlim ebenso kühl wie entschlossen: „Ich habe genug damit zu tun, meine eigenen Romane Korrektur zu lesen.“⁵ Die Debatten à jour sind nicht zwingend sein Ding, zumal gerade bei den (vermeintlichen) Literaturskandalen eine gehörige Portion Abklärung und Entschleunigung allen beteiligten Parteien recht gut zu Gesicht stünde. Für Wehlim kommt erschwerend hinzu: Um relevante Literatur handelt es sich in seinen Augen in den meisten Fällen ohnehin nicht. Was ihm mit Blick auf die zahllosen Neuerscheinungen, den Kampf um die Vorschauplätze, Shortlists vorschwebt, ist eine radikale Gegenkur: „Keine Verlage, keine Wettbewerbe, sondern nur: Verfolgung, Demütigung, Hass. Nur dann wird nur das geschrieben, was geschrieben werden muss, bei Kerzenlicht nachts im Keller, mit der eigenen Haut vervielfältigt.“⁶ Dieses Szenario – es flimmern Schreckensbilder totalitärer Regime auf – wäre, so Wehlim, das Beste, was der Literatur passieren könne. Doch nach einer Diktatur sehnt er sich natürlich nicht.

³ Ebd., S. 11.

⁴ Ebd., S. 12.

⁵ Ebd., S. 12.

⁶ Ebd., S. 11.

Was bleibt, ist ein Lavieren in den Umständen. Und Wehlim bleibt da nicht frei von Widersprüchen. Die überhitzte Buchproduktion lehnt er ebenso ab wie die Selbstaussbeutung, ebenso den Zirkus der Konkurrenz um die wenigen verfügbaren Plätze. Und zugleich möchte er selbst Gewinner, ja Auserwählter sein. „Ich reiche heute zu drei Literaturwettbewerben meine Texte ein. Der Bus kommt immer, man muss nur lang genug warten.“⁷ Doch dieser Bus kommt halt ständig verspätet und ist auch immer schon voll, selbst ein Stehplatz ist nur noch mit Mühe frei. Und in diese Misere springt, stellvertretend, Wehlims Blog: Mögen die Erwartungen hinsichtlich der geschriebenen, noch zu schreibenden bzw. aktuell entstehenden Romane teils auch uneingelöst bleiben, so bietet *Die Minderheit des Ichs* einen Rahmen, in dem das Gegenwärtige kommentiert, reflektiert und aufgehoben werden kann: „Ich hänge meinen Müll in diesen Blog.“⁸ Die krasse Selbstabwertung schützt vor harter Kritik und liefert, natürlich bewusst, einen gezielt falschen Blick auf das, was dort passiert. Und das ist nicht wenig.

Vor allem zeigt das Blog die täglichen Exerzitien der Schrift im Außenbezirk, die Erfahrungen und Nöte eines Schreibenden im – zumindest gefühlt – absoluten Randbereich der Wahrnehmung. Recht desillusioniert und ernüchtert blickt Wehlim auf die von ihm gewählte Alltagspraxis: „Das Autorentdasein ist zu 20 Prozent Schreiben, 5 Prozent Kaffee, 25 Prozent Selbsthinrichtung, 50 Prozent Verbitterungsmanagement.“⁹ Und das trifft, so muss man den Satz verstehen, in abgeschwächter Form auf die meisten Autorinnen und Autoren zu. Sein eigenes Schriftstellerdasein charakterisiert Wehlim folgendermaßen: „schön, autorartig, künstlich, künstlerisch, erfolgless, schartig“.¹⁰ Darin steckt eine gehörige Portion Ironie und doch zugleich ein schmerzhafter Ernst. Wie sehr die Schreibexistenz im Randbereich mit dem eigenen Identitätsentwurf verbunden ist, macht etwa folgende Notiz deutlich: „Ich schreibe lieber Texte, als dass ich lebe.“¹¹ – Eine Denkfigur, die spätestens seit Kafka prominent ist: eine Verweigerung gegenüber der bürgerlichen Lebenswelt zugunsten einer Existenz in und mit der Schrift, der Literatur, dem Text.

Wie großes Befremden Wehlim dennoch hinsichtlich seiner Verortung innerhalb der Literaturwelt teils befällt, wird an anderer Stelle deutlich: „Ich muss begreifen, dass mein Schreiben nichts, aber auch gar nichts mit dem Buchmarkt, dem Literaturbetrieb zu tun hat. Man kann nicht unglücklicher schreiben als ich.“¹² Es

⁷ Ebd., S. 13.

⁸ Ebd., S. 13.

⁹ Ebd., S. 14.

¹⁰ Ebd., S. 14.

¹¹ Ebd., S. 16.

¹² Ebd., S. 15.

ist kein Hadern mit der eigenen literarischen Produktion, es ist vielmehr ein Verzweifeln am marktförmigen Literaturbetrieb, an dem allerdings weiterhin kaum ein Weg vorbeiführt. In den Tiefen des World Wide Web – die Zugriffszahlen auf Wehlms Blog zeigen es ja – geht literarisches Schreiben nicht selten völlig unter; auf die regulativ und selektiv agierenden Gatekeeper und Vermittlerinnen des literarischen Markts muss daher notgedrungen zurückgegriffen werden. Ohne ihr Engagement haben die meisten Veröffentlichungen nicht die geringste Chance, wahrgenommen zu werden. Wehlim allerdings, so legt es seine zuge-spitzte Version nahe, steht vor geschlossener Pforte: „Meine umfangreiche Korrespondenz mit Verlagen beschränkt sich auf die Aushandlung der Modalitäten bzgl. der Manuskript-Rücksendung.“¹³

Ans Verstummen scheint Wehlim aber keineswegs zu denken, auch wenn der Abschluss und die Vermittlung seiner Bücher bzw. Buchprojekte im Laufe der Jahre keineswegs einfacher geworden sind. Das wahre Problem, das eigentliche Dilemma, das keineswegs nur sein Schreiben, sondern viele Autoren betrifft, ist der sehr robuste Literaturbetrieb: Er „bemerkt noch immer nicht, dass er eigentlich ein Literaturbestatter ist“.¹⁴ Harte Worte. Sind sie gerechtfertigt? Dass Wehlim sich von den Verlagen, Veranstaltern, Agenturen und Jurys herabgesetzt und benachteiligt fühlt, liegt auf der Hand, ja er sieht sich als verwaistes Kind: „Ich sitze noch immer in meinem Matrosenhemdchen auf dem Bett und warte.“¹⁵ Also gibt es vielleicht ein strukturelles, ein grundsätzliches Problem? Wehlms Blog zumindest macht eine Beobachtung: „Schreibfeen, blond und jung, die mich links überholen auf der Schreibautobahn.“¹⁶ Das mag man rasch als Ressentiment eines mittelalten Mannes disqualifizieren, der mit dem Minimum an ihm zugestander Wahrnehmung arg unzufrieden ist, doch vielleicht steckt dahinter auch mehr. Vielleicht ist die Ökonomie der Aufmerksamkeit tatsächlich zweifelhaft, ebenso rigoros wie tendenziös, schlecht austariert. Wehlim fühlt nicht nur eine maximale Ferne zu den Feuilletondebatten, er wittert in all dem auch ein Komplott, hat einen sehr bösen Verdacht: „Das Mittelmaß der Kritiker und Juroren lässt nur das Mittelmaß der Autoren nach oben kommen.“¹⁷

Doch mit der eigenen Erfolglosigkeit in literaturbetrieblichen Dingen geht Wehlim auf eine derart nüchtern-karge Weise um, dass sich aus der Differenz zwischen Erwartung und Realität oft ein neuer Witz ergibt: „Ganz sicher werden die Verlage mir heute mitteilen, dass sie mich drucken. Es gibt keine andere Mög-

¹³ Ebd., S. 16.

¹⁴ Ebd., S. 16.

¹⁵ Ebd., S. 20.

¹⁶ Ebd., S. 19.

¹⁷ Ebd., S. 23.

lichkeit. Man kann einen Hund nicht ewig prügeln.“¹⁸ Doch der Hund wird – um hier im Bild zu bleiben – weiterhin geprügelt, es trudelt Absage nach Absage im E-Mail-Postfach ein: „Nur mein Virens Scanner-Update ist treu und voller Ideen.“¹⁹ Für Wehlim ergibt sich daraus folgende Conclusio: „Das sicherste Kennzeichen für die Seriosität einer Agentur ist, dass sie mich ablehnt.“²⁰ Dass dies nicht der Weisheit letzter Schluss, sondern die invertierte Form einer anderen, deutlich unangenehmeren Wahrheit ist, macht Wehlim deutlich, wenn er fragt, wie in diesem Betriebsrummel mit Vorabnominierungen, Short- und Longlists denn überhaupt noch eine Ordnung möglich sein soll: „Als Gott die Sprache erfand, dachte er nicht an die Schreiberlinge. Und womöglich bin ich selbst einer von ihnen. Das ist das Grausame an der Literatur.“²¹ Dass das literarische Arbeiten eigentlich nicht mehr tiefer sinken könne, denkt man, so Wehlim, nur bis zur Ausschreibung des nächsten Wettbewerbs: mit irrwitzigem Themenzuschnitt und teils höchst fragwürdigen Anforderungen und rigiden Zugangsbeschränkungen.

Weshalb aber verweigern die Agenturen und Verlage sich Wehlims Romanen? Aus der Tatsache, dass ein Frankfurter Traditionsverlag bei seinem neuen Roman nach Einsendung des Exposé nur noch die Hälfte der Zeit bis zur Absage benötigte, schließt der Autor zweierlei: „Ich bin doppelt so schlecht. Sie sind doppelt verflacht.“²² Doch gibt es seitens der Lektorate neben aller nichtssagenden Absageprosa zumindest hier und da nähere Einlassungen, die einen längeren Blick in den Text beweisen. Den Publikumsverlagen ist sein Zeug „zu grausam“, den Literaturverlagen hingegen „nicht radikal genug in der Sprache“.²³ Was den einen also zu brachial erscheint, ist den anderen nicht innovativ genug. Wehlims nüchterne Diagnose: „Man ist das ausrangierte Kind, das niemand will.“²⁴ Und er fügt sarkastisch hinzu: „Eher gewinnt ein Einbeiniger ein Hürdenrennen, als dass die Verlage mein Anklopfen hören.“²⁵ Dieses Spiel der ständigen Wartezeit und Demütigung ist vielen Autoren und Autorinnen bekannt, sie haben je eigene Tricks und Schutzmechanismen hierfür entwickelt. Dass die mit Versatzstücken leichtfertig zusammengebastelte Absage in keinerlei Relation zu seiner Textproduktion steht, macht Wehlim in folgender Zuspitzung deutlich: „Siebenhundert Jahre arbeitete ich an meinem zweiten Roman: 100 Jahre Konzeption, 400 Jahre Recherche vor Ort, 200 Jahre Schreiben, ich dürfte gar nicht mehr leben.“²⁶ Und

¹⁸ Ebd., S. 24.

¹⁹ Ebd., S. 25.

²⁰ Ebd., S. 27.

²¹ Ebd., S. 21.

²² Ebd., S. 29.

²³ Ebd., S. 30.

²⁴ Ebd., S. 30.

²⁵ Ebd., S. 30.

²⁶ Ebd., S. 31.

doch muss, will man nicht als Selbstverlag agieren und Books on Demand engagieren, das Kamel durchs Nadelöhr gehen, muss das Manuskript irgendwem in die Hände gelangen, der dessen Potential erkennt, sich um ein Lektorat, einen ansprechenden Umschlag, Ankündigung, Vertrieb und Veranstaltungen bemüht.

Doch Wehlim steht der Maschinerie des Literaturbetriebs recht verloren gegenüber – die Minderheit des Ichs. Er merkt: Seine Texte sind in dieser Welt ein Findelkind: „Du musst nun fort, ich kann nichts mehr für dich tun.“²⁷ In seinem Hadern und Weitertun produziert Wehlim als permanenter Beobachter seiner selbst einige sehr schöne Sätze und Aphorismen, Gedankensplitter, teils boshaft: „Literatur ist, wenn der Text mehr Biomasse hat als der Körper dahinter.“²⁸ Und trotz aller Bitterkeit unterhaltsam: „Ich reinige meinen USB-Stick wie andere ihre Pistolen.“²⁹ Wehlim plant kein Attentat, keinen Überfall und ist doch obsessiv mit der Frage beschäftigt, wie er es schafft, nicht länger aus den Lektoraten der etablierten Verlage hinausgeschmissen zu werden „wie ein Obdachloser aus dem Hilton“.³⁰ Die Hoffnung besteht bis zuletzt, wenngleich die Aussichten auf größere Sichtbarkeit eher mager sind, wie Wehlim knarz trocken konstatiert: „Ich sehe nicht einmal mehr die Rücklichter des VEB Literatur.“³¹ Was bleibt, ist die „digitale Müdigkeit vom Morgen bis zum Abend“³² und ein anhaltender Kampf mit dem eigenen Körper: „Befund-Hopping. Schmerzwanderung.“³³ Währenddessen huschen in den digitalen Kanälen der Kulturlandschaft diverse aufgeregte Skandale vorbei.

Wehlim kann sich von alldem nur noch gelangweilt abwenden, selbst ein spöttisches Lachen gelingt hier kaum: „Ich kann es nicht mehr hören. Sensation. Grenze allen Geschreibsels. Tabubrüche zuhauf. Ein Markt muss wissen, wann er sich lächerlich macht.“³⁴ Doch die Zeichenkolonnen wuchern fort, duplizieren sich und mutieren munter. Wehlim aber ist sich sicher: „Und die Digitalarchäologie findet nicht einmal Staub.“³⁵ Und sollte sie doch etwas entdecken, ist es ganz sicher unlesbarer Buchstabenschrott. In Wehlims nahezu täglichen Blogbeiträgen hingegen, nur gelegentlich mal von Krankheit und somit Absenz zerzaust, entdeckt der Leser Sätze wie diesen hier: „Die Auferstandenen haben den höchsten

²⁷ Ebd., S. 31.

²⁸ Ebd., S. 39.

²⁹ Ebd., S. 41.

³⁰ Ebd., S. 37.

³¹ Ebd., S. 45.

³² Ebd., S. 43.

³³ Ebd., S. 46.

³⁴ Ebd., S. 44.

³⁵ Ebd., S. 48.

Eingangssteuersatz.“³⁶ Und von dieser schillernden Rätselhaftigkeit und Mehrdeutigkeit findet man im Auswahlband zum Blog erfreulicherweise sehr viel.

Entdeckt werden können aber auch (gelegentlich gewährte) Einblicke in Wehlims Textwerkstatt. So lässt sich etwa erstaunt feststellen, mit welchem jahrelangen Vorlauf er seine nächsten Schreibprojekte skizziert, dabei von Buch zu Buch munter zwischen den Jahrhunderten, Sujets und Krisen springend und – aus leidvoller Erfahrung – resignativ vermutet, dass auch die anstehenden Texte wieder einmal zur völligen Unzeit vorliegen werden. Wehlim flüchtet sich angesichts dieser Misere ins Kalauernde, eine psychotische Verschwörungshypothese simulierend: „Die Literatur ist einen anderen Weg gegangen als ich. Die Gehirne der Juroren wurden von Außerirdischen ausgetauscht.“³⁷ Er, der den Auftrag der Schrift, die Vollendung seiner Romane ernst nimmt und gegen Widrigkeiten verteidigt, weiß genau: „Ich bin der Schreiberling Umsonst.“³⁸ Zumindest lassen die in größerer Zahl ausbleibenden Reaktionen nach jeder weiteren Veröffentlichung keine andere Lesart zu. Drängender als die fehlende Resonanz der Lesenden respektive des Literaturbetriebs ist aber, zumindest hier und da, die Frage nach der eigenen Endlichkeit. Kippt die Betrachtung der schriftstellerischen Erfolgslosigkeit ganz selten mal ins Selbstmitleid, so überwiegt hinsichtlich der eigenen Sterblichkeit eher ein nüchtern-abwägendes Abschätzen: „Wie viele Tage habe ich noch? Sieben? Siebenundsiebzig? Ich rechne: 1 Roman 600 Tage.“³⁹ Wehlim plant keine Weltreise, keinen Hausbau mehr, er horcht in sich hinein und fragt skeptisch, wie viele seiner literarischen Projekte er wohl noch umsetzen kann.

Was Wolfgang Herrndorf nach dem Schock der Diagnose damals sogleich eine Maxime aufstellen ließ – Arbeit und Struktur –, gibt es in ähnlicher Form auch hier. Mit gewisser Strenge gegenüber sich selbst geht der Blogschreiber Wehlim vor: Ist ein Kalendertag einmal ausgelassen worden, so gibt es für diesen fehlenden Blogeintrag – das wird aus den umliegenden Eintragungen meist deutlich – ziemlich gute Gründe. Mit anderen Worten: Wenn es die Umstände erlauben, wird geschrieben, wird etwas veröffentlicht, die Textwerkstatt für *Die Minderheit des Ichs* steht sehr selten still, ja eigentlich nur bei schwerer Krankheit und während des zehntägigen Sommerurlaubs. Die Arbeit an den Romanen hingegen steht immer mal wieder kurz vor dem Aus, vor dem Zusammenbruch: „Ich bin eine Mixtur aus schlechter Theaterprobe und Herzinfarkt.“⁴⁰ Das mag nun arg dramatisch klingen, doch hier liegt nicht nur eine interessante Mischung aus Schreiblust

³⁶ Ebd., S. 47.

³⁷ Ebd., S. 49.

³⁸ Ebd., S. 53.

³⁹ Ebd., S. 54.

⁴⁰ Ebd., S. 57.

und Schreibzwang vor, so der flüchtige Eindruck, sondern hier geht es abseits aller psychischen Dynamiken um ein schwer angeschlagenes Projekt literarischer Arbeit, das vom Betrieb nahezu konsequent ignoriert wird: „Die Verlage winken ab. Die Wettbewerbe winken ab. Die glorreichen Juroren winken ab. Die Literaturredakteure winken ab. Die Leser winken ab. Der Roman selbst winkt ab.“⁴¹ Und die damit verbundene Irritation wirkt sich – zumindest langfristig – auf die Textproduktion aus. Die vielen Absagen und „Leider-Briefe“⁴² produzieren eine schriftstellerische Existenz, die immer hart am Konkurs entlang zu schrammen scheint: „Was soll ich noch schreiben, das niemand liest?“⁴³ Wehlim diagnostiziert so frostig wie nüchtern: „Ein enttäuschender Autor enttäuschte mit enttäuschenden Texten bei enttäuschenden Lichtverhältnissen.“⁴⁴ Dieses letzte Gran Sprachwitz rettet in der Lektüre, und vielleicht treibt es auch den Schreibmotor Wehlms wieder und wieder an. Fail again. Fail better.

Als „Halbautor“⁴⁵ – so die Selbstbeschreibung – registriert Wehlim die Debatten im „Fäulton“⁴⁶ mit Skepsis, Hohn und Missmut. Das alles scheint ihm oftmals ebenso unnötig wie tendenziös und übertrieben zu sein: „Man kann nicht noch müder werden dabei.“⁴⁷ Das einzige Rezept, das ihm als Richtschnur für die nähere Zukunft zur Verfügung steht: „Texte entkitschen. Absagen lesen. Preise verstehen.“⁴⁸ Eine weitere, gar nicht mal unübliche Idee wäre dies: „Es hat sich gegründet die Thomas-Josef-Wehlim-Gesellschaft. Erklärtes Ziel ist die Förderung und Verbreitung des Gesamtwerkes von Thomas Josef Wehlim bei Freund und Feind.“⁴⁹ Und vielleicht würde der Plan tatsächlich aufgehen, vielleicht ließe sich die Ökonomie der Aufmerksamkeit derart manipulieren. Doch an Wehlms großer Distanz gegenüber der Gegenwartsliteratur würde es nichts ändern: „Ich kann nicht einmal sagen, in welcher Epoche ich schreibe.“⁵⁰ Der sichtbaren Erfolglosigkeit begegnet er konsequent mit beißender Satire: „Es empfiehlt sich, Gedichte von Thomas Wehlim erst mit dem Hintern und dann mit dem Schraubenzieher zu lesen. Sie ähneln Ikea-Regalen.“⁵¹ Das tun sie natürlich nicht, vielmehr waren es die erfolgreichen Romanproduktionen ganz zu Beginn dieses Jahrtausends, die sich teils wie ein schlecht entworfenes Einmalprodukt lesen:

⁴¹ Ebd., S. 61.

⁴² Ebd., S. 35.

⁴³ Ebd., S. 64.

⁴⁴ Ebd., S. 63.

⁴⁵ Ebd., S. 59.

⁴⁶ Ebd., S. 65.

⁴⁷ Ebd., S. 66.

⁴⁸ Ebd., S. 62.

⁴⁹ Ebd., S. 61.

⁵⁰ Ebd., S. 58.

⁵¹ Ebd., S. 71.

„Louise irgendwie so eigener Weg. Dann. Dann. Dann.“⁵² Wehlims Persiflage mag ungerecht und einseitig sein, doch sie erfüllt ihren Zweck, sie benennt das Problem: Es entsteht eine Prosa ohne Nebenwirkung, ein schnell zu konsumierendes Produkt, dem seine Textur, seine Stofflichkeit kaum mehr anzumerken ist.

Was Wehlim dem entgegengesetzt, ist ein literarisches Schreiben, das sich um Moden nicht kümmert, um Ismen nicht schert. Das Thema und die Frage selbst geben vor, in welche Richtung der Text sich bewegt, welche Gestalt er nach und nach annimmt. Welche Dynamik aber setzt die fortgesetzte Resonanzlosigkeit, gefährlich nahe am Rand des Sichtbaren, frei? Zum einen ganz praktisch diese: Wehlim schreibt den Verlagen keine Begleitschreiben mehr. Sollen die Lektorate sich halt direkt mit dem Text beschäftigen. Verkaufsprosa ist eh nicht sein Ding. Für die Texte aber bedeutet es im Zweifel den Aufprall in der „Erinnerungsleere“⁵³ – ein Roman mehr, der zwar publiziert, aber kaum gelesen wurde. Seltsamer Zwischenraum. Ist so ein Buch eigentlich reell? Man kann es erwerben, denn es wurde produziert, intellektuell wie materiell, aber es wird kaum registriert, es steht gewissermaßen hinter einem Schleier, verborgen hinter dem Literaturbetrieb, seiner hektischen Überproduktion, seinem Zeitmangel, seinen meist abweichenden Standardvorstellungen bezüglich Prosa. Danach folgt konsequenterweise die letzte Schwundstufe: „Nicht lektoriert. Nicht gedruckt. Nicht gelesen. Nicht besprochen. Nicht erinnert. Nur: geschrieben.“⁵⁴ Das Geschriebene hat zwar Dauer und Geduld, doch bleibt es eben im Zweifel eine stumme Ansammlung von Zeichen auf Papier. Die garstige Notiz „Wehlim-Absturzmelder“⁵⁵ ist vermutlich eine adäquate Reaktion hierauf. Auf seiner Homepage sammelt der Autor all die eingelaufenen Absagen unter der Überschrift ‚Grabplatten‘ und notiert dazu:

Man kann lange abgelehnt werden. Jahre. Jahrzehnte. Doch irgendwie wird es kritisch, die Zeit ist nicht immer ein Freund. Und ist der Tod erst in Rufnähe, verschlechtert sich die eigene Position zunehmend. Nur wenige haben einen Max Brod, und noch weniger sind ein Franz Kafka.

Das selbstironische Management der eigenen Fragen, der wachsenden Bitterkeit und nüchternen Bilanzen ist eines der dominanten Felder im Blog *Die Minderheit des Ichs*. Geschickt spielt Wehlim auf der Klaviatur der gängigen Phrasen, Diskurse, unterläuft Erwartungen, karikiert und entlarvt so die gegenwärtige Verfassung des Literaturbetriebs: „Bald poetisch, bald lakonisch zeichne Wehlim präzise sein Bild der frühen Pfannengerichte der Bundesrepublik, von der

⁵² Ebd., S. 77.

⁵³ Ebd., S. 75.

⁵⁴ Ebd., S. 78.

⁵⁵ Ebd., S. 86.

Rezeptur über die Zubereitungsformen bis hinein in die Widersprüche der Familienpsychologie, heißt es in der Begründung der Jury.⁵⁶ Auch bezüglich seiner ausbleibenden Sichtbarkeit als Schriftsteller findet er einen Umgang qua Gegenangriff: „Ich habe meiner Mutter abgesagt, meinem Vater, meiner Frau, meinen Kindern, meinen Geschwistern, meinem Arbeitgeber, meiner Katze, ich bin der Cancel-Boy.“⁵⁷ Teils produziert er auch biografische Blüten, heiter ausbuchstabiert, die einerseits seine Distanz zum Buchmarkt demonstrieren und zugleich die emotional verzückte Hingabe des Literaturbetriebs zu sonderbaren Schreibschicksalen persiflieren: „Wehlim lebte fast 30 Jahre allein im Wald. Er habe hierbei seine Romane auf Baumrinden gekratzt und die Ruhe genossen, die nur gelegentlich von verhaltensauffälligen Tieren unterbrochen worden sei.“⁵⁸ Und während der Waldautor auf der Suche nach einem Verleger ist für seine „Baumrinden-Romane“, sind diese, also die potentiellen Verleger, ihrerseits Getriebene der Bilanzen und Konzernstruktur. Das wiederum führt Wehlim zu Statements wie diesem hier: „Die Angaben zu Zucker, Süßmachern und Kitschelementen in Literaturprodukten verwirren Leser oft mehr, als dass sie informieren.“⁵⁹ Richtig gelesen: Vermutlich gibt es auch im Buchmarkt eine recht heikle Mischung aus Marketing und Lobbyismus.

Dass die publizierten Autoren und Autorinnen dabei nicht zwangsläufig auf der Sonnenseite stehen, ist Teil des Problems. Wehlim aber wendet sich, gewissermaßen aus Betroffenheit, zunächst den Gatekeepern des Betriebs zu und retourniert frech deren routinierte Absage-Prosa:

Haben Sie Dank für Ihre Anfrage, mich zu verlegen. Ich bin nicht der richtige Autor für Sie. Ich habe mich für das Programm der nächsten zwei Jahre bereits festgelegt. Ich bin in erster Linie meinen Hausverlagen verpflichtet. Bitte betrachten Sie dies nicht als Kritik an Ihrer Verlagstätigkeit. Für Ihre weitere verlegerische Tätigkeit wünsche ich Ihnen alles Gute.⁶⁰

Und in eben dieser Fluchtlinie ist auch folgende Notiz Wehlims zu verstehen: „Man muss schon arbeiten, um so unbekannt zu sein. Debütautor seit zwanzig Jahren.“⁶¹ Es gibt ein Schreiben, das niemals wahrgenommen wird und somit unwirklich bleibt, irgendwie. Und es gibt ein Schreiben, das vor allem im Pro-

⁵⁶ Ebd., S. 83.

⁵⁷ Ebd., S. 95.

⁵⁸ Ebd., S. 97.

⁵⁹ Ebd., S. 108.

⁶⁰ Ebd., S. 113.

⁶¹ Ebd., S. 99.

jektieren, Tüfteln, Recherchieren, im perspektivischen Vorbereiten besteht: „Von diesem Roman ist alles fertig. Bis auf den Text.“⁶² Da ist, konsequenterweise, eine Erschöpfungsdiagnose nicht allzu fern: „Manchmal ist Müdigkeit nur ein Wort. Manchmal ein ganzes Leben.“⁶³ Ob allerdings eine Feststellung wie „Mit meinen Engeln ist es vorbei“⁶⁴ ebenfalls auf die schriftstellerische Arbeit bezogen werden darf, bleibt unklar; und von diesen schillernden, irritierend schönen Einsprengseln finden sich viele in Wehlims *Die Minderheit des Ichs*, sie gehören konstitutiv zum Projekt des Unverstandenen dazu. Ein Schreiben, das nicht zuletzt zum weiteren Schreiben animiert. Auf seiner Homepage notiert er dazu:

Es ist schwer zu sagen, warum man schreibt, denn vermutlich gibt es bereits genug Texte auf dieser Welt. Schreiben ist mühsam und frustrierend, und der Weg zu Veröffentlichungen bitter und lang. Anfangs ist es, wie bei so vielen Menschen, der Wunsch nach dem Sich-Herausheben, nach Anerkennung, nach Erfolg, der einen zum Schreiben veranlasst. Dann, wenn Mister Death zum ersten Mal von irgendeiner Seitenstraße aus höflich winkt, ist es der Drang nach einer Art Unsterblichkeit, dass also irgendetwas von einem selbst überdauert, dann, wenn alle Asche, alle Erinnerung lange verloren sein wird. Das alles würde ich die äußeren Gründe des Schreibens nennen. Mancher Autor mag noch den äußeren Grund des Broterwerbs nennen können, aber davon bin ich weit entfernt. Aus diesen Gründen also beginnt man mit dem Schreiben, und quält sich mit seinen Texten ab.

Doch irgendwann wird all das gleichgültig, irgendwann schreibt man um des Schreibens willen, weil in einem Figuren, Bilder sind, die sich nicht mehr zum Schweigen bringen lassen: Der Pfarrer Laurentius Lucius beispielsweise aus dem dreissigjährigen Krieg, der Kapitän Tebalitze auf einem spanischen Schiff des sechzehnten Jahrhunderts, der Stellaroberst Uarto Antalya, der irgendwann in 17.000 Jahren auf einem fernen Planeten steht, und nur noch die Spuren einer Zivilisation entdecken kann. Das würde ich die inneren Gründe des Schreibens nennen, diese inneren Figuren und Bilder, die einem sagen: Schreib mich auf, schreib auf, wie ich gelebt habe und wie ich gestorben bin, obwohl es mich niemals gab oder niemals je geben wird.

So werde ich schreiben, egal wie viel die Verlage drucken oder nicht, und es wird das zweitletzte sein, was ich tun werde, solange noch mein Kopf, mein Körper es zulassen. Andere müssen letztlich irgendwann entscheiden, ob es sich gelohnt hat.

⁶² Ebd., S. 106.

⁶³ Ebd., S. 102.

⁶⁴ Ebd., S. 106.

Das anhaltende Kreisen unterhalb der kritischen Schwelle größerer Wahrnehmbarkeit führt bei Wehlim zu einer raffinierten Kunst der zunehmenden Übertreibung, der hypertrophen Spitzen, zum virtuosen Spiel mit den eigenen Wünschen und schriftstellerischen Eitelkeiten:

Ein pfälzischer Verlag veröffentlicht einen Comic über Thomas Wehlms Leben. Auf 640 Seiten wird den Fans die Entscheidung Wehlms, Bücher über das Abend- und Morgenland zu verfassen und eine beispiellose Autoren-Karriere zu starten, näher gebracht. Auch Menschlich-Privates, wie Wehlms Liebe zu seinen Hamstern Flori und Megatron, fand seinen Platz im Comic.⁶⁵

Weshalb werden solche Bücher produziert? Die Frage zumindest sei erlaubt. Weil es „ein Wehlim“ ist, weil „Wehlim“ als Marke fungiert, unter diesem Label lässt sich nahezu alles verkaufen. Mit denkbar schlichten – und kaufmännisch einwandfrei richtigen – Überlegungen wie diesen agieren Verlage und Agenturen, immer auf der Jagd nach dem neuesten Schrei, nach dem nächsten literarischen Hit, der die Quartalszahlen und Konzern- bzw. Agenturbilanzen steigen, mächtig nach oben schießen lässt. Doch Wehlim ist – leider, wie Kulturmanager hier mit Bedauern ergänzen würden – ein Autor mit vermeintlich sperrigen Themen, zudem meist zur Unzeit, und so liegt dessen Rückgriff auf robustere Register nahe: Thomas Wehlim fordert „eine Kaufpflicht für seine Bücher in Deutschland. Dies sollte nach seiner Meinung in den Koalitionsvertrag der nächsten Bundesregierung aufgenommen und in der kommenden Legislaturperiode als Gesetz (Lex Wehlus) umgesetzt werden.“⁶⁶ Ein staatlich garantierter Literaturverkauf für wirklich alle, das wäre jedoch vermutlich die maximale Fehlinterpretation der Beuys'schen Feststellung, dass jeder Mensch ein Künstler sei.

Dass die aktuell im Buchmarkt und Literaturbetrieb geltenden Selektionsmechanismen allerdings allenfalls in Teilen bewahrenswert sind, macht folgende Notiz Wehlms deutlich: „Ich reiche Klage ein gegen den Börsenverein des Deutschen Buchhandels wegen des Ausdrucks ‚Bester Roman des Jahres‘.“⁶⁷ Und tatsächlich ist weder an dieser Formulierung noch an der dahintersteckenden Logik der Auszeichnung und Prämierung etwas zu verteidigen, wirklich rein gar nichts. Sie ist so vermessen und falsch wie folgender frommer Wunsch: „Die Buchmesse ist zu Ende. Die Verleger kehren in ihre Verlage zurück. Sie können sich nun um meine Manuskript-Einreichungen kümmern. Sicherlich erhalte ich dann Ende der

⁶⁵ Ebd., S. 112.

⁶⁶ Ebd., S. 115.

⁶⁷ Ebd., S. 117.

Woche Nachricht, dass man meinen neuen Roman druckt und verlegt.⁶⁸ Vielleicht stirbt die Hoffnung tatsächlich immer am schönsten (Norbert W. Schlinkert), doch vorher sterben zahlreiche Manuskripte. Wehlim wittert sogleich, gekonnt paranoide Narrative imitierend, den großen Bluff und warnt:

Die Verlage vernichten Ihr Manuskript nach Prüfung nicht, sondern verkaufen es an die russische Mafia, die es in südostasiatische Sprachen übersetzt und dort zu Bestsellern macht, ohne Ihnen einen Cent dafür zu bezahlen. Vertrauen Sie Ihr Manuskript deswegen Thomas Josef Wehlim an, dem Literaturanlage-Experten Deutschlands.⁶⁹

Der Text wird zur Anlage, der Autor zum riskanten Investment.

Was im Blog bei täglicher Mitschrift immer mal wieder durchschlägt und nahe-liegenderweise im Zentrum steht, ist die Beobachtung der eigenen Situation: „Den Schlaf rauskämpfen. Ich hangele mich von Roman zu Roman.“⁷⁰ Dabei unterbleibt auch nicht die kritische Beobachtung eigener Textproduktion: „Die Einträge werden schwächer. Viel zu lange getrödeln gegen den Tod.“⁷¹ Darüber hinaus gibt es Sätze, die zwischen Beschreibung und Reflexion changieren, in der Zuspitzung aber teils eine Prise Zweifel, ein temporäres Unbehagen bewahren: „Es ist nicht einfach, schlechte Romane zu schreiben. Ich drucke mein Gesamtwerk aus.“⁷² Dass Suhrkamp nie reagiert, zumindest nicht positiv, mag eine von vielen Autorinnen und Autoren geteilte Erfahrung sein, doch Wehlim ist darüber hinaus an einem Punkt angelangt, an dem er nüchtern registrieren muss: „Autoren-Tantiemen kleiner gleich null.“⁷³ Dabei ist bei der ökonomischen Flaute die damit verbundene Fülle an Nicht-Beachtung als Schriftsteller gleichwohl viel dramatischer. Mit bitterem Grimm wird konstatiert: „Ich bin endgültig ein Regionalautor.“⁷⁴ Und: „Die Germanisten werden mich nicht mehr entdecken.“⁷⁵ Mag die Ignoranz der Lehrstühle und Seminare noch halbwegs verkraftbar sein, ist die strukturelle Unwucht im Literaturbetrieb hingegen ein vehementes Problem: Die permanente Flut an Stadtschreiber:innen ist in Wehlims Augen definitiv kein Teil der Lösung. Und die Misere setzt sich ja zudem, so das Blog, unaufhaltsam fort, wie folgende Nachrichtenumschrift demonstriert: „Schäden und

⁶⁸ Ebd., S. 117.

⁶⁹ Ebd., S. 116.

⁷⁰ Ebd., S. 128.

⁷¹ Ebd., S. 123.

⁷² Ebd., S. 131.

⁷³ Ebd., S. 139.

⁷⁴ Ebd., S. 137.

⁷⁵ Ebd., S. 137.

Sprachschwäche: Deutsche Literatur hat nur drei einsatzfähige Romane.⁷⁶ Neben Kitsch und Pathos scheint, so das Fazit, in der Gegenwartsliteratur nicht zuletzt ein energischer Aktivismus in diese Gemengelage hineinzuspielen. Und Wehlim sitzt als Schriftsteller im Außenbezirk unfreiwillig mittendrin, schiebt die Beerdigung seines aktuellen Romanprojekts immer weiter vor sich her.

Weshalb kommt es überhaupt zum Stottern im Schreiben, zum drohenden Abbruch, zur anhaltenden Stagnation? Wehlim gewährt im Blog Einblicke in seine schriftstellerische Praxis: Den im Sommer 2023 veröffentlichten Roman *Sebastian oder die Kunst des Linienziehens* beackerte der Autor sehr lange, bereits im September 2017 notiert er: „Seite um Seite, Wort um Wort ringe ich diesem Roman ab, ohne Hoffnung, ohne Glauben an diesen Text.“⁷⁷ Er diagnostiziert: Ein Text, „der Angst vor seinem Abschluss hat“.⁷⁸ Angst vor diesem Abschluss, das schwingt zumindest implizit mit, hat aber natürlich auch der Autor. Denn irgendwann werden die Zeichen ruhiggestellt, erfolgt keine weitere Korrektur, werden Korpus und Konzept nicht noch einmal aufgeschnürt. Dass Wehlim ohne „Glauben an diesen Text“ ist,⁷⁹ hat aber weniger mit grundsätzlichen Zweifeln an seinen schriftstellerischen Fähigkeiten zu tun, sondern mit sehr konkreten Gründen, die dieser Musiker-Roman auf die Agenda bringt. Wehlims Pläne sind sehr detailliert, doch die damit einhergehenden Probleme nicht minder: „Das Libretto sollte einen Teil von Sebastians Leben, vor allem seine ungeklärte Beziehung zu Ruben, operntextlich verarbeiten, doch komme ich hierbei keinen Schritt weiter, ohne nicht in einem Sumpf von Banalitäten und ungeklärten formalen Problemen stecken zu bleiben.“⁸⁰ Dass Wehlim allerdings noch fünf weitere Jahre brauchte, bis der Roman schließlich in der (kleinen, aber feinen und kurzzeitig inaktiven) Edition Rugerup erschien, hat nicht allein mit textinternen Konflikten zu tun – die sind ja irgendwann gelöst, denn das meint ja Kunst: Entscheidungen treffen, mit allen dazugehörigen Risiken –, sondern wie erwähnt auch mit dem mehr und mehr konzerndominierten Buch- und Literaturbetrieb. Bücher müssen zu Bilanzen passen, andernfalls ist die Bindung zwischen Autor und Verlag schnell wieder perdu – oder, so nicht selten bei Kleinverlagen, bei allem Wohlwollen, bei aller Sympathie, immer abhängig von der jeweiligen ökonomischen Situation.

Der Blog- und Romanschreiber wehrt sich gegen all dies mit trockenem Humor: „Kenner lesen Wehlim.“⁸¹ Doch das hilft natürlich nicht viel. Vermutlich müsste

⁷⁶ Ebd., S. 151.

⁷⁷ Ebd., S. 252.

⁷⁸ Ebd., S. 252.

⁷⁹ Ebd., S. 252.

⁸⁰ Ebd., S. 254.

⁸¹ Ebd., S. 157.